

Schopenhauer als Dichter.

Von Richard O. Koppin (Berlin-Steglitz).

Es mag wahr sein, daß die Psyche eines Philosophen nicht in Zusammenhang gebracht werden darf mit seinem Werk, denn dieses soll durchaus objektiv und für sich allein wirken und kann daher durch Analysierung der Autorseele auch keineswegs an Wert und Verständlichkeit gewinnen. Gleichwohl glaube ich, daß man bei Schopenhauer von diesem Grundsatz mit einer gewissen Berechtigung abweichen darf, wenigstens soweit es sich um die äußeren Formen handelt, in denen seine Philosophie ihren Ausdruck gefunden hat.

Schopenhauer ist eben nicht nur Denker, er ist auch Dichter, und um den Dichter recht verstehen zu können, ist es von nicht zu unterschätzendem Nutzen, seine Psyche mit seinen Schöpfungen in nähere Beziehung zu bringen. Und dies hat auch seine Berechtigung: Der Dichter gibt objektiv das wieder, was seine Psyche subjektiv empfunden hat, und nur hieraus ist es zu erklären, daß der Leser sich in der Regel ganz unwillkürlich die Seele des betreffenden Autors aus dessen Werk selbst zu rekonstruieren versucht.

So oft die große Masse von der Person Schopenhauers hört, ist sie nur zu leicht geneigt, in ihm nur den pessimistischen Denker und, wenn sie etwas mehr über ihn weiß, noch den in Privatangelegenheiten kühl berechnenden Geschäftsmann zu sehen. Im großen und ganzen jedenfalls ein Bild ohne jede Wärme und Poesie.

Mag die Vorstellung von dem kühl berechnenden Privatmann vielleicht nicht ohne ihr zugrunde liegende Tatsachen sein, so bedarf jedoch die Vorstellung von dem griesgrämigen Philosophen gründlicher Berichtigung. Jeder, der Schopenhauers Schriften nur einigermaßen kennt, wird ohne weiteres zugeben müssen, daß man es hier mit einem Philosophen ganz besonderer Art zu tun hat, und daß hier neben erstaunlicher Schärfe des Geistes auch poetische Wärme und große Begeisterungsfähigkeit ihren Anteil haben.

Letztere, in so reichem Maße aus seinen Werken sprechende Eigenschaften beweisen zur Genüge, daß unter der harten Schale des Meisters im tiefsten Innern seines Herzens auch ein weicherer Kern gesessen haben muß, ohne den er wohl kaum zu einer so hohen ethischen Forderung, wie er sie in der Opferwilligkeit und Hingabe des einzelnen Ichs als das einzig mögliche Mittel zur Befreiung aus dieser Welt des Leides und der Enttäuschungen aufstellt, hätte gelangen können.

Ich zögere sogar nicht, zu behaupten, daß sein ganzes philosophisches Werk geradezu unmöglich gewesen wäre, wenn er nur seinen klar urteilenden Verstand und nicht auch die Stimme seines eigenen Herzens hätte sprechen lassen. Und diese Stimme ist das Dichtergemüt in ihm, wohl ein Erbteil seiner Novellen dichtenden Mutter, die seinerzeit in dem Weimarer Kreise der Goethe, Wieland, Heinr. Meier u. a. in hohem literarischen Ansehen stand.

Ohne diese dichterische Gestaltungskraft und ohne die angeborene Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne und Wahre, die ihn zu unermüdlicher Arbeitslust antrieb, wäre seine Philosophie wohl niemals ein solch fertiges, in sich abgeschlossenes Kunstwerk geworden, wie es schon Tausende vor uns erbaut hat und hoffentlich noch eine weit größere Zahl nach uns erquicken wird.

Noch bis zu Schopenhauers Zeit glaubte die Philosophie, speziell die Kathederphilosophie, um ihr Ansehen und ihre

Würde zu wahren, dem trockenen Gelehrtenstile nicht entraten zu dürfen. Erst Schopenhauer wagte es, mit dieser herkömmlichen Schreibweise zu brechen und schuf einen neuen freien Wissenschaftsstil, der bewies, daß die Philosophie als die höchste Kunst sich auch künstlerischer Ausdrucksmittel bedienen müsse und wohl könne.

Neben Klarheit und Allgemeinverständlichkeit in der Darstellung steht ihm eine wunderbare Mannigfaltigkeit im Ausdruck sowie ein seltener Bilderreichtum zur Verfügung, die ihn bisweilen zu den imposantesten Naturschilderungen führen. Mir schweben da beispielsweise einige Stellen im dritten Buche seines Hauptwerkes vor, wo er sich über das Gefühl des Erhabenen näher ausläßt.

Hier ist es, wo sich seine Dichterseele offenbart, wo der Leser gewahr werden muß, daß Schopenhauer durch und durch Künstler ist, wie er denn auch selbst hinsichtlich seiner Philosophie sagt, daß sie kein System, sondern ihrem innersten Wesen entsprechend „Kunst“ sei.

Wie der Dichter leblose Dinge beseelt und ihnen Empfindungen und selbst Sprache verleiht, so findet sich auch in Schopenhauers Schriften der gleiche Grundzug vor. Ihm sind Gebilde wie Stein und Pflanze geradeso beseelt wie organische Wesen, sei es Tier oder Mensch, und er versteht es, in das Willensleben des einen sowohl wie auch des anderen mit dem gleichen dichterischen Hellseherblick hineinzuleuchten. Kein Wunder, daß sich der Dichterphilosoph Nietzsche so gewaltig zu ihm hingezogen fühlte! Liegt in der Natur dieser beiden Großen doch so viel nah Verwandtes!

Gleich Nietzsche suchte eben auch Schopenhauer von seiner hohen Warte aus in allem immer wieder das Eine, das Große und Gleiche wiederzuerkennen, jenes Universelle, das niemals aufhörte, seinen unermüdlichen Geist zu stets erneutem Nachdenken und Forschen anzuregen.

Wie dicht in ihm der Dichter neben dem Philosophen stand, erkennt man, wenn man seinen eigenen Ausspruch

auf ihn zurückanwendet: „Die Poesie“, sagt er, „will uns mit den (platonischen) Ideen der Wesen mittelst des Einzelnen und beispielsweise bekanntmachen; die Philosophie will das darin sich aussprechende innere Wesen der Dinge im ganzen und allgemeinen erkennen lehren.“ Schopenhauer vereint in seinen Werken beides.

Die eben angeführte Äußerung Schopenhauers findet ihre Parallele in der Forderung Goethes, die dieser in seinem ersten Gespräche mit Schiller aufstellt, nämlich daß man die Natur aus dem Ganzen in die Teile strebend darstellen solle. Diese Forderung erfüllt Schopenhauer in geradezu muster-gültiger Weise, und darin beruht eben die schöpferische Kraft seines Genies, die sich selbst da, wo es sich um nur Geringes handelt, niemals im Einzelnen verliert, wenn er diesem Einzelnen auch noch so großes Interesse entgegenbringt, sondern alles dem Einigen, Großen unterordnet, von dem sie selbst nur als ein winziges Teilchen anzusehen ist.

Dieser Konzentration verdanken Schopenhauers Schriften ihre seltene Tiefe des Geistes, die Jean Paul einmal, allerdings etwas zu einseitig, mit dem melancholischen See in Norwegen vergleicht, auf dem man in seinen finsternen Ringmauern von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht.

Wer aber Schopenhauers Spuren gewissenhaft folgt, dem wird es sicherlich nicht entgehen, daß selbst da, wo scheinbar tiefste Eiseskälte auf den immer rauher und einsamer werdenden Gedankenpfaden ihn umweht, der Dichter in Schopenhauer nicht verschwindet und mit den Sonnenstrahlen der platonischen Ideen oder mit der Wonne des Nirwana hinreichend Wärme in die unwirtlichen Gegenden bringt.

Die majestätische Ruhe im Schopenhauerschen Stile, verbunden mit der farbenreichen Anschaulichkeit, wirkt auf den Leser ungeheuer wohltuend ein und zwingt ihn immer wieder in ihren Bann, bis er mit Schopenhauer auf dem

Gipfel des Berges angelangt ist, von wo aus er die Sonne aufgehen sieht, während es drunten im Tal noch tiefe Nacht ist.

Diese Fähigkeit Schopenhauers, den Leser mit Begeisterung den tiefsten Menschheits- und Daseinsproblemen entgegenzuführen, stempelt ihn zum Dichter neben dem Philosophen, und ich persönlich bin fest davon überzeugt, wäre Schopenhauer nicht Philosoph geworden, dann wäre unsere Literaturgeschichte heute um einen Tragödiendichter von der Größe etwa eines Sophokles oder Äschylos reicher.

Mit der dem Dichter eigenen bilderreichen Sprache geht in Schopenhauers Schriften die Wahrheitsliebe des Philosophen Hand in Hand, und nachfolgender Ausspruch, den Schopenhauer in seinem Hauptwerke einmal über die großen Dichter tut, zeigt recht deutlich, wie nahe verwandt er diesen im Grunde seines Wesens ist. „Große Dichter“, heißt es da, „verwandeln sich ganz in jede darzustellende Person und sprechen aus jeder wie Bauchredner; jetzt aus dem Helden und gleich darauf aus dem jungen unschuldigen Mädchen, mit gleicher Wahrheit und Natürlichkeit.“

Diese Objektivität ist es eben, die auch Schopenhauer zu seiner Größe führte, die ihrerseits aber wieder Ursache zu seiner Einsamkeit wurde. Diese Einsamkeit empfindet Schopenhauer aber nicht etwa als Qual, im Gegenteil, in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit bezeichnet er die Einsamkeit geradezu als „die Quelle des Glückes“.

Aus der Größe seiner Einsamkeit heraus erklärt sich auch sein fast monumentaler Stil, der selbst da nichts von seiner Erhabenheit verliert, wo von scheinbar untergeordneten Naturvorgängen, beispielsweise von der Bildung der Schneeflocken die Rede ist, und am gewaltigsten dort wirkt, wo es sich um die Klarstellung irgendeines einschneidenden Gedankens handelt. Ich denke da zufällig an eine Stelle im ersten Bande seines Hauptwerkes, wo er von dem „Aufschlagen des ersten Auges“ spricht, als dem Eintritt der wichtigsten Bedingung für die

Möglichkeit unserer Vorstellung, ohne die es „kein Vorher gibt und keine Zeit“.

Das Heroisch-Poetische in seiner Sprache hat vielleicht noch eine Mitursache in dem strikten Festhalten an der Idee vom Nirwana, dem Erlösung und Glückseligkeit verheißenden Nichts, an dem auch Schopenhauer trotz seiner Überzeugung von dessen Negativität sich in einsamen Stunden berauscht haben mag, wie es auch heutzutage noch viele Millionen von Menschen im Morgen- wie im Abendlande gibt, die sich in der Hoffnung auf Erreichung jenes dereinstigen Nirwanas tagtäglich von neuem sonnen. Nicht gering auch ist die Zahl derer, die in Vers und Reim Schopenhauers Lehre vom Nirwana besingen, von den Großen nur Hieronymus Lorm, Leopardi, Hamerling und Richard Wagner zu nennen.

Daß Schopenhauer sich auch mehrfach praktisch als Dichter versucht hat, bezeugen die am Schlusse seiner Parerga und Paralipomena abgedruckten Gleichnisse, Parabeln und Fabeln sowie die sich daran anschließenden Verse, die für jeden, der an Schopenhauers Person Interesse nimmt, von unschätzbarem Werte sein müssen. Sagt doch Schopenhauer selbst von ihnen, daß sie „ein Akt persönlicher Hingebung“ seien, und daß der Mensch unter der Hülle des Metrums und Reimes sein subjektives Inneres freier zu zeigen wage als in der Prosa.

